

Michael Stahl: Botschaften des Schönen. Kulturgeschichte der Antike; Stuttgart: Klett-Cotta; 310 S., 80 SW-Abb.; ISBN 978-3-608-94454-9; € 29,90

In Zeiten zunehmend schneller gesellschaftlicher Veränderungen entwickelt sich das Bedürfnis nach Orientierung. In der heutigen Phase geradezu revolutionären Traditionsschwunds wächst das Bestreben, sich einer Vergangenheit zu vergewissern, um einen Anknüpfungspunkt und Halt für die eigene Gegenwart zu besitzen, der auch Identitätskonstruktion und Selbstvergewisserung zu leisten vermag. Um sich auf die Grundlagen und Spezifika zurückzubesinnen, die die eigene Gegenwart prägen, ist es erforderlich, sich dem antiken Erbe unserer Kultur zuzuwenden. Eine Auseinandersetzung mit dieser Vergangenheit kann den Blick für die Möglichkeiten menschlichen Daseins weiten sowie das Bewusstsein für die historische Bedingtheit der eigenen kulturellen Prägungen schärfen und damit vor deren unkritischer Absolutsetzung bewahren.

Dem Wert des antiken Erbes für die eigene Gegenwart und dem damit verbundenen „historischen Deutungsangebot“ (S. 10) widmet sich der Darmstädter Althistoriker Michael Stahl. Er richtet sich damit auch gegen eine Form der Geschichtswissenschaft, die sich einem reinen Forschungspositivismus verschrieben hat und dabei den eigentlichen Gegenstand ihres Fachs und eine Verbindung mit der Gesellschaft aus den Augen verliert. Er redet vielmehr einer „Geschichte als konstruktive[m] Dialog mit der Vergangenheit“ (S. 13) das Wort. Von zwölf konkreten Beispielen ausgehend, entwirft Stahl in sich geschlossene Einzelbilder, um auf diesem Wege Anknüpfungspunkte für eine Wiederaneignung antiker Traditionen zu bieten. Dabei ist sich Stahl bewusst, dass er nicht alle Facetten der antiken Kultur berücksichtigen kann. Entscheidend für seine Auswahl sind die Möglichkeit der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und ihrer Vergegenwärtigung sowie die darin liegenden Potentiale und Botschaften dieser Exempla für eine zukünftige Identitätskonstruktion. Gerahmt wird die Darstellung von zwei Ansätzen der Vergewisserung eines antiken Erbes. Johann Joachim Winckelmann sowie Karl Friedrich Schinkel leisteten diese Auseinandersetzung mit der Antike nicht nur theoretisch, sondern sollten auch für die Nachwelt zur Orientierung dienen.

Johann Joachim Winckelmann gilt als Begründer der Kunstgeschichte und der Archäologie. Mit seiner Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ sowie seinem Hauptwerk „Geschichte der Kunst des Alterthums“ steht er, auch weil er erstmals methodische Ordnungsprinzipien einführte, an der Schwelle zu einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Altertum. Für Winckelmann waren dabei nicht allein die ästhetische Betrachtung, sondern besonders die Wertanschauungen von Interesse, die seinen Untersuchungsgegenständen als antike Hinterlassenschaft inkorporiert waren. Vor dem Hintergrund seiner eigenen Gegenwart strebte Winckelmann über eine Wiederentdeckung antiker Kunstwerke eine ästhetische, sittliche und politische Erneuerung an.

Im Hauptteil wendet sich Stahl zunächst Herodot von Halikarnassos zu, der von Cicero als „pater historiae“ (Cic. leg. I 1,5) bezeichnet wurde. Herodot gilt als

der erste Geschichtsschreiber dessen Werk, die Historien, vollständig überliefert sind. Dadurch, dass er die bislang mündlich tradierte Geschichte schriftlich fixierte, stellte er die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit auf eine neue Grundlage und leistete die Vergewisserung einer eigenen historischen Tradition. Indem Herodot historisches Handeln auf die Gegenwart und Zukunft hin orientierte, lieferte er eine wichtige Ergänzung zur aktuellen Tagespolitik und konnte genau wie diese den Anspruch erheben, im öffentlichen Raum zu wirken. Als bleibende Botschaft aus der Auseinandersetzung mit Herodot deklariert Stahl, dass es diesem antiken Historiographen gelungen sei, durch Geschichte menschliches Leben in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft miteinander zu verweben und aufeinander zu beziehen und dadurch Orientierung, Sinnggebung sowie kritische Selbstreflexion zu leisten.

Konkreter als in einem literarischen Werk mag sich die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit in monumentalen Bauwerken offenbaren. Dies exemplifiziert Stahl am Augustusforum. Hier tritt die Konfrontation mit der Vergangenheit unmittelbar zutage. Durch die memoriale Konzeption des Augustusforums und die darin immanente Präsentation der *mores maiorum* anhand eines Statuenprogramms entwarf der Begründer des Prinzipats ein Geschichtsbild, in dem mythologische Stadtgründung und Aufstieg zur Weltmacht aitiologisch verschränkt waren und in seiner Person den teleologischen Höhepunkt finden sollten. Über diese Vergangenheitsaneignung lieferte Augustus zugleich ein Deutungsangebot für die Gegenwart, die nun unmittelbar anschaulich wurde. Künstlerisch wurden im Augustusforum Formen der unterschiedlichen geographischen Regionen des Imperium Romanum miteinander verbunden. Dahinter steckte, wie Stahl ausführt, jedoch kein Eklektizismus, sondern vielmehr die Idee einer einheitlichen künstlerischen Formensprache, die das in seinen Strukturen und Ethnien so unterschiedliche Imperium einigen und auf diese Weise eine homogene kontinuierliche Identität konstruieren sollte, die nicht zuletzt über die Aneignung einer gemeinsamen Vergangenheit gestiftet wurde.

Mit der antiken Stadtanlage wendet sich Stahl dem nächsten Themenkomplex zu. Anhand der Anlage Alt-Smyrnas, Milets und Prienes exemplifiziert er die Kriterien, die in der griechischen Welt für gemeinschaftliches Leben relevant waren. Die architektonisch-ästhetische Gestaltung von Städten vermochte die Strukturen und Prinzipien, die das gesellschaftliche wie auch politische Leben prägten, baulich einzuschärfen und für jedermann evident werden zu lassen. Dabei lässt sich gewissermaßen eine Parallelität zwischen dem *oikos* des Einzelnen gegenüber der Gesamtanlage der *polis* sowie dem einzelnen Bürger gegenüber der Bürgerschaft erkennen. Politisches System und systematische Gestaltung der Stadtstruktur waren in der klassischen Zeit füreinander konstitutiv. Stahl widmet sich nun anhand der Beispiele Ephesos und Trier der Stadtkultur im Imperium Romanum. In Zeiten des Hellenismus erfuhren die Städte eine differenziertere Strukturierung. Städte wurden zu einem „dauernden ästhetischen Erlebnis“ (S. 106) stilisiert und zeigten ihren Bewohnern auf, an den Segnungen einer überragenden Kultur teilzuhaben. Dies gilt auch für den Transfer der römischen Stadt in die Provinzen des Imperiums. Die Provinzialstädte garantierten nicht zuletzt Grundlage und Stabilität der römischen Herrschaft.

Doch gaben sie gleichzeitig ihren Bewohnern das Gefühl, Teil des Römischen Reiches zu sein. Diese Gewissheit wurde auch über eine zeitlose, in allen römischen Städten verbindliche architektonische Gestaltung sowie über eine einheitliche künstlerische Formensprache generiert, wie Stahl betont. Auch diese Städte leisteten durch ihre Einbindung in eine „universale Kultur“ (S. 118) Identitätskonstruktion.

Sein nächstes Kapitel widmet Stahl den Ordnungsprinzipien antiker Staatlichkeit. Im antiken Griechenland der klassischen Zeit bildete die politische Teilhabe ein integrales Element der Gemeinschaft, die allen Bürgern zugänglich war. Stahl bezeichnet dieses System als „Bürgerstaat“ (S. 126, u. a.), dem im Rahmen einer gesamtgesellschaftlichen Verpflichtung und Verantwortung gleichzeitig auch ein ethisches Konzept zu eigen war. Demgegenüber ruhte im römischen Kaisertum die Verantwortung und ethische Verpflichtung auf einer Einzelperson. Nominell besaß der Begründer des Prinzipats eine größere *auctoritas*, doch deklarierte er sich in seinem Tatenbericht hinsichtlich seiner *potestas* als gleichrangig mit seinen Amtskollegen (vgl. Augustus, Res gestae 34). Diese Herrschaftsauffassung des Augustus exemplifiziert Stahl an der Ara Pacis Augustae, die der erste römische Kaiser nach Beendigung der Bürgerkriege stiftete. Er bekannte sich dem *populus Romanus* gegenüber zu seiner Verantwortung und Verpflichtung, die traditionellen *mores maiorum* zu wahren, durch die Begründung eines *saeculum aureum*. Damit stellte er sich in republikanische Traditionen und gerierte sich nicht als autokratischer Herrscher. Hiervon kündet das Bildprogramm der Ara Pacis, das in Rom allgemein zugänglich war. Stahl fasst den Altar infolgedessen weniger als Staatskunst denn als Kunst für die Menschen auf, eine Kunst allerdings, die eine politische Botschaft transportierte.

Es folgen Ausführungen Stahls zu den Strukturen antiker Gesellschaften. Patronatsverhältnisse, die eine soziale Hierarchie zwischen dem *patronus* und seiner *clientela* aufbauten, versteht Stahl als „ein konstituierendes Prinzip der Vergesellschaftung“ (S. 171). Über diese hierarchische Ordnung konnte die Stabilität der Gesellschaft garantiert werden. Doch verlangte dies sowohl von den Patronen als auch von deren Klientel die Akzeptanz traditioneller Wertvorstellungen und ethischer Normen. In der griechischen Gesellschaft war dieses System auf den einzelnen *oikos* fixiert, während Klientelverhältnisse das öffentliche Leben der römischen Gesellschaft prägten, entscheidend bestimmten und die Zahl der Patronatsverhältnisse den sozialen Rang des Einzelnen definierte. Als wichtige Aufgabe eines Patrons wurde euergetisches Handeln angesehen. Diese Wohltaten galten jedoch weniger dem Einzelnen als der Gemeinschaft als Ganzes und ersetzten im griechisch-hellenistischen Raum die nicht gegebenen Patronatsverhältnisse. Durch solche *beneficia* entstand unweigerlich zwischen konkurrierenden Patronen ein Wettbewerb, der eine „Wohlfahrtsspirale“ (S. 187) in Gang setzte.

Dass sich die Strukturen des gesellschaftlichen Lebens in der Architektur spiegeln und dort evident werden, zeigt Stahl an den dorischen Tempeln von Paestum. Stahl fasst die Tempel als Kennzeichen griechischen Selbstverständnisses auf. Daraus leitet er Identitätskonstruktion und integrative Kraft für eine griechische Gemeinschaft fern des Mutterlandes ab. Als entscheidendes Merkmal dazu definiert Stahl

die Säule, die als rein ästhetischer Bestandteil ohne direkte bauliche Funktion wie ein durchlässiges Element zwischen Tempelarchitektur und umgebender Landschaft vermittele und dadurch sozusagen lebendige, kosmologische Wirkung entfalte, wobei Menschen, Götter und Natur über die Architektur eine Symbiose eingingen. Es entstehe eine harmonische Ordnung, in der sich, wie Stahl ausführt, über die Schönheit der Form die Wertvorstellungen der griechischen Kultur manifestieren. Der römischen Wohnkultur, die Stahl anhand der Wohnhäuser in Pompeji exemplifiziert, spricht er diese vereinheitlichende Tendenz ab. Vielmehr differenziere sich im römischen Haus die Architektur in einer Vielzahl einzelner Elemente aus. Trotzdem weisen auch die pompejanischen Häuser einen Bezug zur sie umgebenden Landschaft auf. Dies wird insbesondere durch Wandmalereien und Sichtachsen erreicht, die Räume prolongierten. Stahl stellt für die römischen Häuser ein Grundmuster fest, das trotz gewisser Variationen aufgrund seiner konstanten Verwendung als Abbild für die Beständigkeit der sozialen Hierarchie dienen könne. Das römische Haus war nie nur Privatraum, sondern zugleich stets Ort gesellschaftlicher Repräsentation und Definition des sozialen Ranges seines Besitzers. An dieser Stelle argumentiert Stahl gegen Paul Zankers Auffassung von einer entfunktionalisierten Raumstruktur und Raumdekoration, worin sich letztlich die Dekadenz der Gesellschaft spiegle.¹ Demgegenüber schließt Stahl aufgrund des konstanten Auftretens bestimmter Merkmale und Strukturen innerhalb römischer Häuser auf eine sich darin manifestierende gemeinsame Vorstellungswelt, die auf diese Weise auch stabilisierend wirkte.

Es folgen Ausführungen Stahls zu Botschaft und Schönheitsideal archaischer Kouros-Statuen. Diese Statuen verkörperten ein zeitloses Schönheitsideal und entrückten den Kouros dem zeitlichen wie gesellschaftlichen Wandel. Der Kouros fungierte folglich als Idealbild für Konstanz und Schönheit. Gleichzeitig versinnbildlichte eine zeitlose Schönheit die Tugendideale einer sittlichen Vervollkommnung (*arete*) sowie einer harmonischen Geisteshaltung (*euthymia*). Auf diese Weise führen, so Stahl, die Kouros-Statuen relevante Vorstellungen der bürgerlichen Ordnung vor Augen. Sodann wendet sich Stahl Statuen der klassischen Zeit zu. Als Kennzeichen dieser Standbilder macht er die Ponderation aus, die die innerhalb einer Person divergierenden Kräfte regelrecht zum Ausgleich bringe. Eben diese Eigenschaft spricht Stahl auch dem politischen System zu, das soziale Hierarchien zwar nicht auflöse, jedoch über gemeinsame politische Beteiligung ausgleiche und somit „politische Ponderation“ (S. 261) leiste.

Den Abschluss bilden Ausführungen Stahls zu Karl Friedrich Schinkel und seinem Ansatz einer Vergangenheitsaneignung, der der zu Beginn behandelten neuen Sichtweise Johann Joachim Winckelmanns auf die antike Hinterlassenschaft gegenübersteht. Auch die Vergangenheitsvergegenwärtigung in Schinkels Schaffen war nicht allein auf die Gegenwart gerichtet, sondern ist zukunftsweisend gedacht und als ganzheitlicher Ansatz eng mit dem Humboldt'schen Bildungsideal verwoben.

1 PAUL ZANKER: Pompeji. Stadtbild und Wohngeschmack; Mainz 1995 (Kulturgeschichte der antiken Welt 61), S. 162, 177, 190, 200.

Es gelingt Stahl auf beeindruckende und zugleich erfrischende Weise, die Bedeutung der Antike sowie deren Botschaften für die heutige Gesellschaft vor Augen zu führen. Dabei liefert er anhand allgemein bekannter Beispiele historische Interpretationsansätze, die einem kulturgeschichtlichen Anspruch vollauf gerecht werden, indem er Identitätskonstruktion und Vergangenheitsaneignung als relevante Aspekte einer sich allmählich vollziehenden gesamteuropäischen Kulturentwicklung versteht und darstellt. Insbesondere die Geisteswissenschaften haben hier eine wichtige Aufgabe zu erfüllen, wenn sie Stahls gesellschaftsbezogenes Wissenschaftsverständnis ernst zu nehmen bereit sind.

ISABELLE KÜNZER

Universität Koblenz-Landau
Campus Koblenz

Diana Barillari, Marzia Di Donato (Hg.): „Osmanlı Mimari“: D’Aronco 1893–1909 İstanbul Projeleri; İstanbul: İstanbul Araştırmaları Enstitüsü 2006; 342 S., zahlr. Farb- und SW-Abb.; ISBN 975-912-3-20-7, YTL 50,00

Der italienische Architekt Raimondo D’Aronco (1857–1932) gehört im deutschsprachigen Raum zu den eher unbekannteren Vertretern seiner Zunft. Er muss aber zu den bedeutendsten Vertretern des Art Nouveau in Südeuropa gezählt werden. Während seine frühen Entwürfe, wie jene für die Maria-Theresia-Brücke in Turin, noch neoklassizistischen Architekturauffassungen verpflichtet sind, zeigen spätere Arbeiten deutliche Einflüsse der Wiener Secession und Otto Wagners im Besonderen. Sein Spätwerk setzte sich dagegen noch einmal mit klassizistischen Themen auseinander, besonders der Bau des Palazzo Comunale in seiner Heimatstadt Udine.¹ Von 1893 bis 1909 lebte D’Aronco mit Unterbrechungen in Istanbul und arbeitete vorwiegend im Auftrag Sultan Abdülhamid’ II. und der osmanischen Eliten.

Jener Epoche widmet sich der dreisprachig (türkisch-italienisch-englisch) angelegte Band „Osmanlı Mimari D’Aronco 1893–1909 İstanbul Projeleri“ (Der „osmanische“ Architekt D’Aronco: Projekte für Istanbul 1893–1909), der Ende 2006 erschien, anlässlich einer Ausstellung im İstanbul Araştırmaları Enstitüsü (Institut zur Erforschung Istanbuls), einer Einrichtung der Suna & İnan Kıraç Stiftung, die auch das benachbarte Pera Museum unterhält. Die wissenschaftlichen Beiträge sind verfasst von Marzia Di Donato, verantwortlich für die Sezione Friulana der Biblioteca Civica Vincenzo Joppi in Udine und Diana Barillari, seit Mitte der 90er Jahre ausgewiesene Spezialistin für die Architektur des Art Nouveau in Istanbul.

Barillaris Verdienst beruht zum einen in der Darstellung von D’Aroncos Bedeutung für das Bauwesen der aufstrebenden Metropole am Bosphorus an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, vor allem aber in einer fundierten Einordnung der osmanischen Architektur jener Jahre in den gleichzeitigen Kontext westeuropäischer Ten-

1 NIKOLAUS PEVSNER U. A.: Lexikon der Weltarchitektur; München ³1992, S. 45 f.